

Spät gefreit.

Von Annie Raat-Geiberg.

Am Stammtisch führte er das Präsidium. Von ihm, dem Doctor, be- hauptete man, daß er ein erregter Junggeselle sei; viele meinten sogar, er wäre ein Weiberfeind. Wer ihn jedoch von seiner Mutter erzählen hörte, der wußte, daß er letzteres nicht war. Sein Ungemüth trieb ihn von Begierlichkeit und Eitelkeit. Am ästhetischen Leuchten seine Blide, wenn er auf „Wotan“ sah, seinen getreuen Begleiter, den ver- wöhnten Lieblingsstörer des Stammtis- ches, dessen Schönheit mehr ins „In- teressante“ hinüberging.

Einmal Abends, sie waren ganz „un- ter sich“ die Junggesellen und hatten sich schon in eine etwas rührselige Stimmung hineingetrunknen, eine ganze Batterie geleierter Rostweins- fässer waren vor ihnen aufgebaut, da erkante die tiefe Stimme des Doc- tors mit eigenthümlich vibrirendem Klang: „Kinder, ich muß mich verheirathen.“

„Wußt“ der Doctor? „Was, Du?“ „Schnörkel“ wurde einander. Sie hoben alle die schon etwas wein- schenkeren Bänder, blühten ihren Präses an und schüttelten ungläubig die Köpfe. „Ja ich muß, ich habe meiner Mut- ter versprochen, ehe ich fünfzig Jahre alt werde, mich zu verheirathen, nach- her, meint sie nämlich — dann sei es zu spät. Am Mai werde ich fünfzig.“

Zusammend nickten sie Alle, es leuchtete ihnen ein, daß „Fünfzig“ die letzte Grenze sei, die letzte Klippe, an der ein ehrlicher Junggeselle scheitern mußte. „Na, dann kann ja die Familienstü- pel bald los gehen —“ brumnte ein- er der Schmuckpans unwillig. „Was fehlt Euch denn hier? Kein Weib, das Euch ärgert — keine Kin- derplage — Herr Gott — wenn's dem Ekel zu wohl ist, dann geht er auf's Eis.“

ber in seinem Hause und fühlte sich ganz behaglich darin.

„Ja, ich verdiene genug für uns drei und die Miete.“ „Na denn gute Nacht.“ „Gut Nacht, Herr Doctor, nochmals vielen Dank.“ Nun endlich betrat er sein Zunge- sellenheim.

Das blaße Frauengesicht mit den sonderbar sprechenden Augen kam ihm nicht aus dem Sinn und hinderte ihn am Einschlafen, so daß er ganz zornig wurde. Schön war das Gesicht gar nicht mal, aber es hatte etwas Fesselndes, et- was, das sich nicht vergessen ließ, dazu die Augen, die blauen, großen, aus- drucksvollen Augen.

Als er beim Portier seines Hauses vorüberging, fragte er: „Was ist denn das für eine Wittve in der zwei- ten Etage?“ „Herr Doctor, im ganzen Hause mocht keine Wittve.“ „Na, die über mir mit den beiden Kindern.“

„Ach das Fräulein“ — lächelte der Portier freundlich. „Was ein Fräulein?“ „Jemoh, Herr Doctor, aber sehr an- scheinend, sie ist mit der Tante von der Rind, nette Bänder, besonders das Weib, der reine Engel, Herr Doctor, haben Sie denn das blonde Lockenkopf- chen noch nicht gesehen?“

„Nein“ — meinte der Doctor und schritt weiter, die Treppe hinauf, machte Halt vor seiner Corridorthür, steckte den Schlüssel hinein und öffnete. Rums, wie sie wieder ins Schloß, ganz wie dieselbe Nacht. „Es war ihm, als höre er die zag- hafte Frauenstimme rufen: „Herr Doctor!“

„So stieg er denn hinauf und klingelte bei ihr.“ „Na wie gehts dem Kleinen?“ „Danke, besser, die Schmerzen sind nicht mehr so groß, die Umstände thun ihm sehr gut.“

Sie hatte heute etwas Freudiges in ihrer Stimme, die diese Nacht so angst- voll geklungen. „Sie sind nicht die Mutter von den Kindern.“ „Eigentlich doch“ — meinte sie lä- chelnd und blühte ihn bei diesem Ge- ständniß ganz unschuldsvoll an. „So?“

„Nun, ich forge doch für sie wie eine Mutter, und sie lieben mich wie ihre Mutter. Meine Schwägerin, ihre wirkliche Mutter, konnten sie garnicht; sie starb, als die Zwillinge geboren wurden.“ „Mein Bruder grünte sich dann zu Tode, so blieben sie mir und sind mein ganzes Glück.“

Der Dritte.

Von Karl Moser.

Ein Wohnzimmer, vornehm einge- richtet in altdeutschem Geschmack. Dunkle Möbel, schwere Draperien. In dem Kamin links glüht ein Feuer, auf dem Büchse und Zeichnungen lie- gen. Hinter dem Tische ein Sopha, auf beiden Seiten Hautuils, rechts ein Klavier. Im Hintergrunde die beiden Fenster, deren Scheiben mit buntem Glasmalerei bedekt sind. Zwischen den Fenstern ein Blumen- stiel.

Rechts der allgemeine Eingang, links die Thüre zum Schlafzimer; letztere steht halb offen. Auf dem Tische eine Ständerlampe mit matgrünen Atlas- jour. „Es ist Nacht.“ Das Zimmer ist leer. Man hört den Schall einer Klingel, entferntes Sprechen, Schritte, und bald darauf treten Hermann und seine Frau ein. Sie kommen von der Straße; sie in Wan- tille und Spitzhut, er in der Woch- tagen aufgestellt, das Sprergliss in der Hand. Das Dienstmädchen folgt ihnen und nimmt die Ueberkleider in Em- pfang.

„Er ist das eine Käuze da draußen, na, sie haben wenigstens gut eingeholt richtig.“ (Er giebt den Rock aus und zieht ihn mit dem Güte dem Mädchen.) „So, da ist Rock und Hut. War Jemand da?“

Das Mädchen: Der Diener aus der Weinhandlung hat die 25 Flaschen Wein gebracht, und für die gnädige Frau ist das Fräulein bogewesen mit dem Hute, der zu ändern war. Sie (sie hat ihre Mantille abgelegt und ordnet sich ihre Frisur vor einem Spiegel): Geben Sie dann auch die Mantille gleich wieder in die Garbe- robe, aber sehen Sie zu, daß sie nicht verdrückt wird. Den Hut tragen Sie einstweilen in das Schlafzimer.

Das Mädchen: Sehr wohl; haben die gnädige Frau schon soupirt, oder soll ich bedenken? Sie: Nein, wir haben schon geges- sen. Wir brauchen Sie heute über- haupt nicht mehr. Sie können schlaf- ten gehen. Aber vorher legen Sie noch ein wenig nach im Kamin. (Das Mädchen geht zum Kamin und schürt das Feuer an.)

Er (sieht auf die Uhr): Zwölf Uhr vorüber, es war eigentlich ein Lusttag, nach dem Theater noch in das Orpheum zu gehen — aber ich hatte so das Be- dürfnis nach Zerstreuung. (Zu dem Mädchen.) Sie können mir übrigens dann noch eine Flasche von dem neuen Weine bringen, und zwei Gläser, wenn wir wollen ihn doch versuchen, Hanni. (Das Mädchen geht, er läßt sich in einen Fauteuil fallen und streckt sich. Nach einer Pause:) Weist Du, diese französischen Sitten- und Ehebruchs- Dramen laugen doch eigentlich alle nichts. Das war ja heute wieder ein- mal die höhere Zimmergenossin! Diese fortwährenden Rosen und leben- den Wiber, — und dann, das ist alles so offen, so für alle, — in der ganzen Komödie liegen die Vinten so klar, man merkt sie bei allem, woran es liegt, — ich selbst kann den Einbruch nicht los werden, daß es die Leute in dem Ge- lichte merken mußten, — und das macht mir das Ganze unnatürlich.

Sie: Ja, — es ist verlogen, un- wahr, — sensationell. Und das ganze Geizt. Er: Nicht wahr, ja, — Du hastest den Einbruch auch, das ganze Geizt ist so aufzunehmend, daß man sieht, wie sich ein Balken seines Aufbaues wackelt auf den anderen stützt, und daß man gleich im Anfang weiß, daß alles fallen muß, wenn dieser eine kleine Pfeiler da stehen bleibt. Sie (sie hat sich zum Kamin gefest und stemmt ihre Füße gegen die Ofen- röhre; sie sieht mit dem Rücken gegen ihn): Ja, — aber es ist doch merkwürdig, wie ich die Sachen seiner Zeit in Paris gesehen habe, auf der Hochzeitsreise mit Karl, — die Rejoisse spielte damals die Partien und die Bernhardt, — da hat mir das alles viel natürlicher ge- schienen, — weisst Du, ich glaube, un- ser Klima ist daran schuld, — uns fehlt der leichte Sinn, — und dann damals, — ich war ja noch jünger, — und die Bernhardt, — es wirkt ja so so vieles mit, man stellt sich das so schön vor, — ich erinnere mich, ich wollte da- mal selbst immer so einen Roman er- leben. — (Pause, — das Mädchen bringt auf einer Platte eine Flasche Wein und zwei Gläser; sie stellt diese auf den Tisch und geht dann ab.)

Er (gezungen lüftig): Na, — wir wollen doch nie mehr, wie höchstens drei auf gleicher Zeit sprechen, — übrigens kann mir diese ganze Komödie gefas- liden werden. Darf ich Dir einschütten? Ein alter Jahrgang, — ein wenig her- ber. — (Er füllt die Gläser und tostet.) Ja, — unsere alte Sorte. — So, und jetzt noch eine Cigarre. Hanni, — warum bist Du so weit weg von mir, — willst Du nicht zu mir kom- men? Hier in die Sophaede, — komm! (Sie steht mißde auf, setzt sich zu ihm und lehnt den Kopf an seine Schulter. Er hält sie mit dem einen Arm umschlungen.)

rade zwei Jahre, daß er uns gefunden hat, — und da kann ich ihn nicht aus dem Kopfe bringen. Wie vorhin die Marie so leise und plötzlich durchkam, — ich weiß nicht, ich glaube — Und Karl kam ja auch immer so schnell und leise. Du' erinnerst Dich, wie er damals zuletzt so unterhohft plötzlich vor uns stand, — und wie wir sagten, daß Du nur auf ihn gewartet hättest wegen der Bilder. — Das war an einem Mittwoh Abend, — ja, Mittwoh, — und am Samstag hat er sich dann —

Er (hastig): Ja, — wegen der un- heilbaren Krankheit, — er hat ja selbst geschrieben, wegen der Krankheit, — und überhaupt das kann er ja damals nicht bemerkt haben, — und in dem Briefe stand ja auch nichts davon. — (Das Mädchen kommt aus dem Schlafzimer und geht rechts ab. Er fährt sich über die Stirne, trinkt seinen Wein aus, und gießt sich ein neues Glas voll. Pause.)

Er (gezungen lüftig): Du, die Clowns in dem Orpheum waren doch prachtvoll; wie der eine dem andern die Klingel am Rücken anbindet, und wie der jetzt so herumläuft und das immer läuten hört, — und die Klingel überall eher sucht als sich selbst, — ich finde das wunderbar. Ich habe selten so gelacht. — (Er trinkt.) — Aber Du trinkst gar nicht; schmeckt Dir der Wein nicht? Sie: Ja, — ich trinke schon. — Weist Du die Zeitung? — (Er summt eine Melodie vor sich hin.) Weist Du, ich will doch den Hut jetzt probiren. (Sie geht in das Schlafzimer, wo man sie im Flinstern herumtappen hört; nach einer Weile erscheint sie wieder in der Thüre:) Hast Du mich gesehen, Hermann?

Er: Nein. Sie: Aber es hat mich doch Jemand gerufen, — ich habe es ganz deutlich gehört, und ich kann den Hut auch nicht finden, — es ist so finster hier, — hast Du Streichhölzer bei Dir, — oder tomme doch lieber selbst und hilf mir suchen. (Er steht auf, streicht ein Streichholz an und geht in das Schlaf- zimer. Man hört sie leise sprechen, bald darauf kommen sie wieder heraus; sie trägt die Hutfächer, macht sie auf und probirt den Hut vor dem Spiegel. Er sieht wieder auf dem Sopha und sieht ihr zu.)

Sie: Die muß eigentlich gar nichts an dem Hut geändert haben; beinahe ebenso wie ich ihn ihr gegeben habe, bringt sie ihn wieder. Er: Ja, hast Du ihn denn nicht ge- sagt, was sie ändern soll? Ich tenne den Hut überhaupt gar nicht, ist der Hut? Sie: Nein, den habe ich schon bald drei Jahre. Der ist noch von — früher; — aber dann habe ich ihn nie getragen. Ich wollte ihn mir jetzt än- dern lassen, daß er wieder wie neu wäre, — er ist wohl auch von Anfang an verboreden.

Er: Nun gut, — dann gib ihn weg — und auch die anderen alten. Sie: Ich kann nicht. Ich hänge daran, ich glaube auch, daß das doch noch besser werden kann. — (Pause.) Aus dem Schlafzimer hört man die Uhr halb Eins schlagen. Er pfeift leise vor sich hin.)

Sie: Weist Du schlafen gehen? Er: Ja, — dann. Du könntest ei- gentlich eine Kleinstadt spielen, etwas Lustiges, einen Wäzger oder so etwas. Sie (geht zum Klavier und öffnet den Kasten; sie sieht sich): Jetzt, nach halb ein Uhr Nachts? Uebrigens könnte ich Dir gar nichts Lustiges spie- len, — zwei Saiten sind gesprengen, und der Stimmer ist noch nicht getom- men. — (Sie schließt das Klavier.)

Er: hm. Sie: Sagst Du etwas. Er: (erschrocken): Schau, was da für ein Nebel ist! — Er (erregt): Na, Du schiffst doch, daß ich rauche! — Sonderbar, ich bin so ganz nicht müde heute, — ich werde auf- gehen, — ich muß lesen, — Du tanntst ja gehen, wenn Du willst, — ich könnte noch nicht schlafen, — ich glaube, der alte Wein hat mich so erregt. — Sie: Hermann, warum sprichst Du denn so laut! Er (erwäs, laut): Ich laut? Ich glaube, Du hörst schlecht, — ich spreche doch ganz gewöhnlich. (Pause.) Er geht mit hasten Schritten auf und ab; sie macht sich an dem Blumenstiel zu schaffen.)

Sie: Ich glaube die Blumen geben hier ganz zu Grunde im Zimmer, ich will sie umsetzen lassen in frische, neue Erde, — vielleicht daß sie sich dann erhalten. Er (hat sich niedergesetzt): Komm, setze Dich einmal daher in die Ecke, und jetzt los mich ruhig darüber reden, — denn das muß klar werden zwischen uns. — (Sie setzt sich zu ihm.) Wir müssen wissen, wie wir zu einander stehen, und wir müssen uns näher kom- men. Laß uns das ganz ruhig aus- einanderlegen. — Es liegt etwas zwi- schen uns, das wir nicht überlegen können, eine Klüft, — und wir müssen uns darüber aussprechen, — es ist ja vielleicht nur ein Gebanke, — ein Schatten, — nichts. Und von dem müssen wir frei sein, wenn wir glücklich werden wollen. — Er (er ist ja tobt, was sollte er noch von uns wollen. Warum sollte er uns unser Glück nicht gönnen, er hat uns ja beide geliebt, Dich als Weib und mich als Freund, und über er drängt sich zwischen uns und läßt uns nicht zu Athem kommen, — der Gebanke an ihn, und seine That, — die ja vielleicht gar nicht in Bezie- hung steht mit uns, — denn er schien ja damals wirklich zu glauben, — daß ich bloß auf ihn gewartet habe, — und das verheuchelt uns das Glück und den Frieden. — (Er steht plötzlich auf, geht zur Thüre rechts und öffnet die- selbe. Draußen ist es dunkel.) Ist hier Jemand? — Ich habe es aber doch ganz deutlich gehört, — hast Du nichts bemerkt? Sie (unsicher): Ich weiß nicht. — Er: (Er gähnt eine Kerze an und leuchtet hinaus; in der Thüre verliert sich das Licht.) Ah, — da zieht es natür- lich wieder! (Er stellt den Leuchter weg und setzt sich wieder zu ihr. Pause. Nach einer Weile rückt er näher zu ihr und faßt ihre Hand.) Schau, — ich hab' Dich ja so lieb, und wie wir dann heiratheten, da glaubte ich der glück- lichste Mensch der Erde zu werden; und wir können ja glücklich sein, ganz glück- lich, und wir müssen uns nur vertrauen, wir, — wir müssen nur diese alte Ge- schichte vergessen und ein anderes Leben beginnen. — Du weisst ja gar nicht, wie lieb ich Dich habe, und wie ich nur unser Glück will, von dem ich immer geträumt habe, und das wir ja ge- nießen können, wenn wir nur das alte hinter uns lassen und neu beginnen. — Weist Du, Hanni, — meine liebe, liebe Danni! (Er umfaßt sie.)

Sie (unsicher): Ich weiß nicht. — Er: (Er gähnt eine Kerze an und leuchtet hinaus; in der Thüre verliert sich das Licht.) Ah, — da zieht es natür- lich wieder! (Er stellt den Leuchter weg und setzt sich wieder zu ihr. Pause. Nach einer Weile rückt er näher zu ihr und faßt ihre Hand.) Schau, — ich hab' Dich ja so lieb, und wie wir dann heiratheten, da glaubte ich der glück- lichste Mensch der Erde zu werden; und wir können ja glücklich sein, ganz glück- lich, und wir müssen uns nur vertrauen, wir, — wir müssen nur diese alte Ge- schichte vergessen und ein anderes Leben beginnen. — Du weisst ja gar nicht, wie lieb ich Dich habe, und wie ich nur unser Glück will, von dem ich immer geträumt habe, und das wir ja ge- nießen können, wenn wir nur das alte hinter uns lassen und neu beginnen. — Weist Du, Hanni, — meine liebe, liebe Danni! (Er umfaßt sie.)

Er: Ah! (Er läßt sie los; sie steht ihn erst erstaunt an, dann erst bemerkt sie, und senkt den Kopf und weint. Aus dem Schlafzimer hört man, wie der Wind ein aufgeschlagenes Fenster schüttelt. Große Pause.)

Er: Wie kalt es hierin geworden ist, — dort aus dem Schlafzimer kommt es, — ah, das Fenster ist aufge- gangen, und es zieht herein. — Ist denn wenigstens noch Feuer im Kam- in? — Es ist kalt. —

Wenn „Es“ krank ist.

Von Ottomar Van-Bergler.

Es war nämlich schon ein wenig übertrieben, was man von der Kofel, der drohlichen „Kleinsten“, im Familienkreise forderte. Nach der Meinung ihrer geschätzten Eltern kam sie aus der Pathologie überhaupt nicht heraus. Ihr Zustand war fortwährend, wenn schon nicht gefährlich, so doch befor- gungserregend. Sah sie bloß aus, so war sie blutleer, und sah sie, nachdem sie mit der Köchin Marianna, „Wettens- nen“ gespielt, roth aus, so wurde das als ein belangloses Symptom von Wohlthätigkeit betrachtet. Natürlich- weise als ein belangloses. Ich bitte Sie, wenn sich schon in so zartem Alter die Entartungserscheinungen melden, die man nur bei eisigenen Molloliten als etwas Selbstverständliches re- gular bimmelt! — Und eine Gewohn- heitstrinkerin war die Kofel entschieden; ein einziges Mal in ihrem Leben hatte sie einen ausgesprochenen Schwoips mit leimem Delirium tremens acquirirt, als ihr Papa es für unerläß- lich hielt, ihr einen Viertelliter Opner zu verabreden und einzuführen. Der unfehlige Mann hatte nämlich Cholera asiatica kontrahirt. Es wurde aller- dings durch die Ereignisse demontirt, aber schließlich darf man einen betrag- lichen Fretzum einen Engrosffisten für Schneidereiüber nicht allzu heftig zum Vorwurfe machen.

Er that, was in seinen Kräften stand, um seinen Vaterpflichten ihrem vollen Umfang nach gerecht zu werden und schaffte sich für „Kleinsten“ wegen einer förmlichen medicinischen Bibliothek an, um sich von den Aerzten, die aus schließlich angebotener Schonung stets Noththügen zur Hand haben, möglichst unabhängig zu machen. Es gab kein Unabding, über das er sich aus seiner Bibliothek nicht sofort hätte informiren können. Sein Buchhalter hatte Aufträge, sobald ein Medicinmann eine neue Krankheitsform, ihn stets auf dem Laufenden zu erhalten.

Ein mangelhafter Logiker wird nun meinen, daß die Kofel bei so unabhän- giger Beobachtung ihres körperlichen Befindens zu den gefunfsten Kindern zählen müßte. Das ist natürlich nur ein bedauerlicher Trugschluß, der aus- bereitet einen Mangel an Erfahrung beweist. Je gewisshafter und sorg- fältiger die ärztliche Beobachtung, desto häufiger Enttarnungen. Über es steht außer Zweifel, daß eine Anzahl von Menschen, welche sich grundtäglich weigern, für Recepte Geld auszugeben, im Laufe des Lebens eine unüberseh- bare Reihe leichter, schwerer und abso- lut tödtlicher Krankheiten überleben, ohne die geringste Abmugung davon zu befehen. Das ist ein Verbalten, eines der besten Menschen gewiß nicht wür- dig. Und sind die Kinder noch nicht zum vollen Gebrauche ihrer Vernunft gelangt, so erscheinen eben die Eltern als deren natürliche Protectoren.

Derartige Mutterkriterien befehen eben, wie schon erwähnt, die benebenswür- dige Kofel. Sobald sie dreimal hinterein- ander nieft, verging ihnen der Appetit für drei Mahlzeiten. Es war zwar noch immer gut ausgegungen, aber man kann nicht wissen, auf blinde Zufäl- ligkeiten darf man nicht bauen, wenn man auch ein wahres Phänomen an Widerstands- und Regenerationskraft, wie die Kofel, zum Kinde hat.

Eines Tages fragte die Kofel über Kopfzuzagen. Ihr rundes Vollmond- gesichtchen war geröthet. Die Augen er- glänzten in dem unheimlichen Feuer des Fiebers. Und was am deprimiren- den wirkte: sie strampelte und schrie nicht, als man ihr die neue Spindel- schenke nicht gab, die sie zum Spielen verlangte hatte. Unter normalen Ge- sundheitsverhältnissen hätte sich ein Mensch einer solchen Unbotmäßigkeit erwehret. Der Fall stand demnach schlimm, sehr schlimm.

Der herbeigeholte Arzt bewachte am Krankenbette den Kofel seine Gefas- lung, die für die Eltern schon so oft den Gegenstand tiefwürdeligen Empö- rung gebildet hatte. Natürlich, es war ja nicht sein Kind. In banger Erwartung verbarren der Papa, die Mama und auch die Ma- riana.

„Zeige mir einmal die Zunge, Kofel.“ „Saate der Arzt.“ „Der Engel ist zu wohlgezogen.“ er- klarte die Mama, indem sie sich mit dem Taschenuhr über die feuchten Augen wuschte, „dazu wird sie nie ein- nimmer zu bewegen sein. Bedor sie Gewalt anwenden, Herr Doctor, will ich mich aber entfernen, ich kann dies nicht mitansehen.“

„Sie sehen, Ihre Beforgnis ist un- begründet, gnädige Frau.“ Das Kofel streckte nämlich schon das Zünglein aus dem Munde, und zwar bedeutend weiter, als man es von einem ungeübten, arten Kinde billiger- weise zu erwarten berechtigt ist. Sie that sogar noch ein Lebriges, sie drehte dem Doctor eine lange Nase.

„So klug ist sie,“ bemerkte die Mama ergriffen lächelnd, „weit über ihr Alter hinaus.“ „Wann zeigte sich das Unwohlsein?“ erkundigte sich der Arzt. „Vor kaum einer halben Stunde,“ ergriff der Papa das Wort, „und ganz plötzlich; das macht uns eben so außer- ordentlich beforzt. Ich will natürlich nicht Ihrer Diagnose vorgreifen, Herr Doctor, aber ich befürchte, es sind die edkten Abertenn und Zyphus zu erwar- ten. Was denken Sie?“

„Man muß nicht sofort das Aergste annehmen. Befleht der Widerwillen gegen Speifen schon längere Zeit?“ „Nicht, daß ich wüßte.“ „Hatte der Mabel noch nach Mittag- mahl Speckswartel, Sidel von nach- gemahl Christkindl aus Burjahr und Hüfel voll warmen Gansschmalz mit Gufo gefessen,“ lautete die Auskunft der Mariana. „Um!“ Dieser ärztliche Naturlaut hat immer etwas Befremdendes. Meis- tens bedeutet er, daß die Sachlage noch der völligen Klarheit entbehrt. Der Doctor traf einige diätetische An- ordnungen und wollte sich würdevoll entfernen, wie er gekommen.

„Das Recept, Herr Doctor!“ rief die Mama. „Mindestens zwei Recepte!“ rief der Papa. „So verfehrt er denn zwei Heilmittel, eines zum Trinken, das zweite zum Schmeitern der Fußhohlen.“ „Für die Fußhohlen!“ riefen die El- tern wie aus einem Munde. „Das muß etwas Ungeheuerliches sein.“

„Ich werde sofort nachschlagen.“ Und der Papa schlug sofort nach. Das war keine so einfache Sache mit diesem vertrackten „Symptomen-Com- plex“. Schließlich kontrahirte er, daß die Kofel, nahezu gewiß von einem Leiden befallen, das bisher nur bei den Ureinwohnern Sumatras zur Beob- achtung gelangte. — Die Schmiere war der kleinen Pa- tientin egal, aber die innerliche Kur be- trieb sie mit einer gewissen Leidenschaft. Es schmiedte wie Himbeerwasser und da der Doctor gegen reichlichen Gebrauch nichts einzuwenden hatte, theilte sie gleich direkt aus dem Frätschen. Auch der Hansel, den älteren Bruder, ließ sie kosten. Es schmiedte ihm nicht minder und er beschloß, daraus seine Conse- quenzen zu ziehen.

An nächsten Tage meinte der Doc- tor, die Kofel könnte eigentlich schon wieder das Bett verlassen. „Aber sie hat sich so selbstam benom- men,“ bemerkte der Papa bedenklich. „Das Kind war doch krank, nicht wahr, sonst hätten Sie doch nichts verfehrt be- zogen?“

„Natürlich.“ „Nun, und sie hat gefessen wie zwei Jagdhunde.“ „Aber, Mann...“ „Es ist doch ja. Das scheint mir doch nicht richtig zu sein. Vielleicht laurt da doch irgend eine Krankheit heimlichstlich im Hintergrunde.“ Der Arzt meinte nun doch, statt der sanguinischen Miene eine gewissem- maßen melancholisch-nachdenkliche auf- sehen zu sollen. „War sie unruhig, hat sie bedauerlicher Trugschluß, der aus- bereitet einen Mangel an Erfahrung beweist. Je gewisshafter und sorg- fältiger die ärztliche Beobachtung, desto häufiger Enttarnungen. Über es steht außer Zweifel, daß eine Anzahl von Menschen, welche sich grundtäglich weigern, für Recepte Geld auszugeben, im Laufe des Lebens eine unüberseh- bare Reihe leichter, schwerer und abso- lut tödtlicher Krankheiten überleben, ohne die geringste Abmugung davon zu befehen. Das ist ein Verbalten, eines der besten Menschen gewiß nicht wür- dig. Und sind die Kinder noch nicht zum vollen Gebrauche ihrer Vernunft gelangt, so erscheinen eben die Eltern als deren natürliche Protectoren.“

„Ich mag nicht aufstehen,“ entschied sie kurzweg. „Es gewinnt den Anschein, als wäre das subjective Wohlbehaben...“ „Ich denke,“ unterbrach der Doctor den Papa verbindlich und wendete sich wieder zu der kleinen Oppositionellen: „Du bist ja gesund, Kofel.“ „Ich mag nicht gesund sein. Ich brauch' noch viel von der roten Wein- biazin da und ein Hufschensperd muß ich auch kriegen, sonst schrei ich so lange bis ich sterbe.“

„Eine häßliche Epidemie!“ „Na, na, nur nicht übertrieben. Also der Hansel wird ebenfalls zu Bett ge- bracht und die Weiden bekommen eine andere Medizin.“ Er lächelte dem Hansel, der einwendete, daß er schon auf die rote gegeben werden würde, freundlich die Wangen. Er legte sich an den Tisch und schrieb. „So, ich mache darauf aufmerksam, daß die Kinder davon nehen dürfen, so viel sie wollen.“

Die Kofel und der Hansel warteten sich einen fidelem Blick des Eimerhän- dnisses zu und der plötzlich so schmer- erkrankte Hansel rief sich hinter'm Rücken der Eltern vergnügt die Hände.

Am nächsten Morgen wurde der Arzt von der ganzen Familie frohlich emp- fangen. Die Kinder waren schon auf- her Bett und balgten sich wegen des neuen Hufschensperdes. „Geholten hat's,“ sagte der Papa, „aber wenn ich mir eine persönliche Meinung gefallten darf, so muß ich sagen, daß es doch etwas heroische und — und gewissermaßen nicht ganz standesgemäße Kur war.“

„Wie, wie?“ „In der Apotheke erklärte man mir,“ sagte die gnädige Frau stunden und leicht ertrügen, „Asa foetida, das heißt so viel wie...“ Sie wendete sich ab und der Herr des Hauses ergänzte: „Wie Zeufelsbrot, mit Respekt zu meiden. Die Kinder haben sich, ohne eine Abmugung hiervon zu befehen, bloß infolge ihres natürlichen Katzgefühls, geweitert, einen zweiten Löffel davon zu nehmen.“

„Sie sehen, daß der erste geholfen hat. Asa foetida ist die neueste Rin- derzange und wirkt Wunder — in allen besseren Säugern.“ — „Er hatte Recht.“ „Als der Geburtstag der Kofel näher kam und die Mama sich um ihre gehei- menlich erkundigte, da lispelte sie ihr in's Ohr: „Ich mag' gern wieder krank wer- den. Aber der Papa muß einen andern Doctor holen, sonst freut's mich nicht! Und der Hansel will auch einen andern haben.“

Humor in der Schule.

Ein Entschuldigungsjettel lautete: „Entschuldigen Sie, daß Mieschen ge- htern die Schule veräumte; ihre Schwester feierte das Fest der Verlobung, und da wurde ihr schlimm da- bei.“ — Bei der Beantwortung des Gleichnisses vom barmergebigen Sama- riter, in dem es heißt: „Sie sagen ihr aus, schlagen ihn u. s. w.“ erhielt der Lehrer auf die Frage: „Warum wüßten mögen die Räuber den armen Wanderer ausgezogen haben?“ Die Antwort: „Damit sie ihn besser verhaufen tonnen.“

„Was versteht man unter Trugschluß?“ „Wenn mein Vater Sonntags das Geschäft vorn zu hat und hinten die Kunden hoch hereinläßt.“ (Ein Auffatz sagt: „Rarl der Große war ein sehr guter Kaiser, und er hatte auch viele Erben, die er gähfte. Zwei gab er dem Schwepermann, der brav war. Er zog viel in den Krieg, und dort eroberte er den König von Sachfen, weil er nicht in die Kirche gehen wollte. Dann ging er wieder in die Kirche. Er hieß Wittind und wurde im Dom zu Aachen mit seinem Gemach aufbewahrt.“ — Ueber den Frosch schreibt ein Knabe: „Der Frosch ist nicht gleich fertig. Es werden noch Verhandlungen mit ihm vorgenommen. Zuerst ließ das Weibchen Eier. Diese befehen Leiden. Der Frosch kann sie nicht ausbrüten, denn sie haben kaltes Blut.“ — „Wenn eine ferkende und eine waagredte Linie in einem Punkt zusammenkommen, was bilden sie dann?“ „Einen Keks!“ — Ein Schül- ler sagt den Spruch auf Exr. 13, 17: „Gehorcht Euern Lehrern und folget ihnen, denn sie weisen nicht, was sie thun.“ — „Das Werk zieht. Daraus sollst Du einen Fragefall bilden.“

„Zieht das Werk?“ „Recht so! Wie- ach! Jetzt sollst Du einen Befehlsfall machen. Du sollst dem Werke befehlen, daß es nicht, wie sagt man da?“ „Gotte hüß!“ — „Warum verordnete sich Saul, als er König werden sollte?“ „Gastwirthschaftslehre: „Er hatte Angst, er sollte was zum besten geben.“

„Einficht's doll. Der Kreuz- bauernmüch bekommt vom Wirths- franz ein Paar tüchtige Ohrfeigen. Ohne den geringsten Versuch zu ma- chen, sich zur Wehr zu legen, trollt er ganz zufrieden von bannen. — Die Bauernburfen, welche den Vorgang beobachtet, sind ganz verwundert, daß der Müch, der doch dem Franz an Stärke überlegen, sich dies gefallen läßt.“ „Sag mal, Müch,“ fragt ihn einer, „warum schlägst Du denn net zua?“ — „Ja mei,“ meint der Müch, „ich hab' da denkt: weil unser doch nur Zwei san, kommt die G'schicht's oft rum!“

„Zeitbild. Puhmacher-Ma- ric: „So, Angerbauerin! Da bring' i' b' Hüß' von bö' fräula Köchter!“ Bä- ririn: „W'ad' heut, no ma's so noth- wend' hab'n mit'n Dungaasfabr'!“ Leän S: b' Hüß' halt' mein in b' Stub'n!“ — Puhmacher-Ma- ric: „D, daß gebt net — fräula Marie und fräula Stach, kommen S' rein zum Brechren von Zinner Winterbüß!“ — G: m: i: b: i: c: „Kommen S' nur schnell, Herr Gemeinbediener, in unser'n Haus! Ihr Dieb!“ — „Nur langsam, langsam, Ihr Leutlin! Warum denn so press'n? Erstens hab' ich schon öfter sich'n se'n und zweiten wird schon g'hoß'n fast so lang' wie Welt!“